

MARTINA RAUEN

DIE LETZTE GRÄFIN

LESEPROBE

Prolog

MOERS, OKTOBER 1568

Der Turmwächter kündigte den gräflichen Wagen mit einer kräftigen Fanfare an. Und da war die Kutsche auch schon zu sehen, flankiert von sechs bis an die Zähne bewaffneten Reitern. Einer von ihnen trug das Banner mit dem Wappen des Hauses Neuenahr: ein schwarzer Adler auf goldenem Grund. Die Moerser Bürger winkten dem prachtvollen Gespann zu, während es durch die Steinstraße fuhr und dann am Marktplatz in die Burgstraße einbog.

Lange war Graf Hermann diesmal fortgewesen, aber er hatte eben eine traurige Angelegenheit zu regeln gehabt. Und er kam nicht allein zurück.

Sie kehrte mit ihm heim, Walburgis, seine Schwester, die unglückliche Erbgräfin, deren schreckliches Schicksal die Bürger der Stadt zutiefst berührte.

Seit Wochen redete man in Moers von nichts anderem. Arme Walburgis! Blutjung war sie gewesen, erst dreizehn Jahre alt, als ihr Vater sie mit Philipp de Montmorency, dem Grafen von Hoorn, verheiratet hatte. Mit großem Pomp war sie damals zum Sitz ihres Gatten nach Weert ins Kempenland aufgebrochen. Eine glänzende Verbindung hatte der alte Graf Wilhelm für seine Tochter geschlossen, die dem Haus Neuenahr große Vorteile bringen sollte.

Doch das Leben hatte es nicht gut mit Walburgis gemeint. Sie war von großem Unglück getroffen worden, so entsetzlich, dass man nur hinter vorgehaltener Hand darüber zu sprechen wagte, was ihr widerfahren war. In Weert konnte sie nicht mehr bleiben. Sie hatte ihr Schloss verlassen müssen, ihre Besitzungen waren enteignet worden.

Ob die schweren Schicksalsschläge aus ihr eine gebrochene Frau gemacht hatten? Oder war sie immer noch so schön wie früher?

Die Moerser hätten liebend gern einen Blick auf die leidgeprüfte Gräfin geworfen. Doch die Schaulustigen, die den Weg der herrschaftlichen Karosse säumten, konnten ihre Neugier nicht befriedigen. Es sah ganz danach aus, als ob Walburgis nach Moers heimkehrte, um sich von aller Welt zurückzuziehen. Graf Hermann, der sich seinen Untertanen sonst gerne und bereitwillig zeigte, hatte die Fensteröffnungen seiner Kutsche verhängen lassen. Schnurstracks rollte der Wagen von der Burgstraße über den Streifen unbebauten Landes,

der sich südlich an die Stadt anschloss, und von dort aus auf die steinerne Brücke, die zum Schloss hinüberführte.

Das kleine Kastell mit seinen rötlich schimmernden Mauern, Giebeln und Türmen lag leicht erhöht. Es war von einem zusätzlichen Ringwall und einem doppelten Wassergraben umgeben, der vom Moersbach gespeist wurde und den man ein wenig großspurig »das Meer« nannte.

Die Grafen von Neuenahr, denen die Grafschaft Moers durch Erbe zugefallen war, hatten die trutzige, wehrhafte Ringburg zur Residenz erwählt. Als bedeutende Staatsmänner und Gelehrte hatten sie dem mittelalterlichen Schloss den fürstlichen Glanz vergangener Jahrhunderte zurückgebracht und die kleine Stadt bis weit über die Grenzen der Grafschaft hinaus bekannt gemacht.

Der Torwächter winkte den gräflichen Wagen mit einem stolzen Grinsen durch. Die Kutsche kam im Schlosshof zum Stehen.

Alle von der Hofhaltung hatten sich eingefunden: Der Burggraf, der Hofmeister, die Beamten und Prinzipalen, die gemeinen Dienstmänner und Kammerfrauen.

Sogar der Drost Cloudt war eigens aus Friemersheim gekommen. Sofort eilten die Knechte des Marstallers herbei, um sich der Pferde anzunehmen. Die Tiere schnaubten erschöpft; um diese Jahreszeit war die Reise von Köln über die aufgeweichten Wege recht beschwerlich.

Ein Bediensteter öffnete den Verschlag der Kutsche. Zuerst stieg Graf Hermann aus, ein hagerer Mann in den Vierzigern mit klugen, forschenden Augen und der hohen, stark gewölbten Stirn der Neuenahrer. Sein von grauen Strähnen durchzogenes Haar kringelte sich in dünnen Löckchen an seinem Hinterkopf, der spitz zulaufende Bart ruhte auf einer mächtigen weißen Halskrause. Der Graf ließ seinen Blick einmal kritisch rundum schweifen, als wolle er sich vergewissern, dass alles noch an seinem Platz war. Dann drehte er sich um und ergriff die Hand einer schlanken, hochgewachsenen Dame, die hinter ihm aus der Kutsche kletterte. Sie war völlig in Schwarz gekleidet und trug einen Schleier vor dem Gesicht.

Burggraf und Drost drängten um die gräfliche Gunst buhlend nach vorne. Den Vorzug des ersten Wortes bekam der Drost Cloudt, ein stattlicher Herr im besten Mannesalter.

»Gott zum Gruß, mein lieber Cloudt«, begrüßte ihn der Graf. »Das will ich mir loben, dass mein Drost mir bei meiner Rückkehr aufwartet. Ich bin schon gespannt darauf, zu erfahren, was sich während meiner Abwesenheit ereignet hat.«

Cloudt, ein treuer Gefolgsmann Hermanns, machte eine galante Verbeugung.

»Wie immer stehe ich zu Euren Diensten, Herr Graf«, sagte er mit sonorer Stimme und wandte sich an die Dame. »Auch Euer Hochwohlgeboren heiße ich zu Moers willkommen und begrüße Euch im Namen der Hofhaltung.«

»Dieser Emporkömmling!«, zischte es irgendwo in den hinteren Reihen. »Es ist geradezu widerwärtig, wie er sich bei der Herrschaft anbietet.«

»Scht!«, machte es daneben. »Ich würde es mir mit diesem Mann nicht verderben. Er geht nicht gerade zimperlich um mit denen, die sich ihm in den Weg stellen.«

Es mochte den Lästern eine gewisse Schadenfreude bereiten, dass Gräfin Walburgis dem Drost keinerlei Beachtung schenkte. Während Hermann den Burggrafen begrüßte, wanderte ihr Blick an der versammelten Hofgesellschaft entlang. Dann ging sie zielstrebig auf einen Mann mit einem langen weißen Bart zu, der das schwarze Gewand eines Predigers trug und sich bescheiden etwas abseits hielt.

»Pfarrer Bommel!« Ihre Stimme war erstaunlich tief und ein wenig rau-chig. »Wie sehr habe ich mich danach gesehnt, Euch wiederzusehen! Ich hatte so gehofft, dass Ihr den Weg nach Moers findet.«

Alle Umstehenden reckten die Häse und spitzten die Ohren, um auch ja nichts zu verpassen von dem, was Walburgis tat oder sagte. Doch zum Leidwesen der vor Neugier platzenden Hofleute bedeutete Pfarrer Bommel der Gräfin mit einer höflichen Geste, ihn ein Stück zur Seite zu begleiten. Seine Worte waren deshalb nur von ihr zu verstehen.

»Ich bin gekommen, um Euch Beistand und Trost zu spenden«, sagte er leise zu ihr. »Was Ihr erleiden musstet, ist mehr, als ein Mensch ertragen kann. Ihr dürft nur nicht den Glauben an Gott und an unsere Sache verlieren.«

Walburgis blickte ihn an, und ihre Augen hinter dem Schleier schimmerten tränenfeucht.

»Seid unbesorgt!«, antwortete sie. »Mein Glaube ist das Einzige, was mir geblieben ist. Nur mein Leben konnte ich noch retten – alles andere habe ich verloren.«

I

1546–1547

SCHLOSS MOERS, JANUAR 1546

Stolz erhobenen Hauptes schritt Walburgis durch den Saal. Sie versuchte, ihrer Haltung all die würdevolle Eleganz zu verleihen, zu der sie in ihrem jungmädchenhaften Alter schon fähig war. Aus dem Augenwinkel bemerkte sie den Blick ihres Vaters Graf Wilhelm von Neuenahr. Ihr Herz klopfte wie wild, und sie hoffte, dass man ihr die Aufregung nicht anmerkte. Obwohl sie ihre Neugierde kaum zügeln konnte, bemühte sie sich, den Mann, der neben ihrem Vater stand, nicht allzu offenkundig anzustarren.

»Denk daran, die Augen zu senken, sobald du vor ihm stehst«, hatte Fräulein von Kinsky, ihre Hofdame und Erzieherin, ihr eingeschärft. »Und sprich nur, wenn er das Wort an dich richtet.«

Immerhin gelang es Walburgis, während ihres Gangs durch den Rittersaal erste Eindrücke von diesem Grafen zu erfassen, der nur ihretwegen nach Moers gekommen war. In seiner prunkvollen Rüstung gab er eine blendende Erscheinung ab. Vor dem Hintergrund der imposanten Wandteppiche im Saal kam er ihr vor wie einer der Helden aus den alten Rittersagen, die ihr die alte Gunda immer erzählt hatte. Er war schätzungsweise so alt wie ihr großer Bruder Hermann, der fünfundzwanzig Jahre zählte.

In gebührendem Abstand blieb Walburgis vor den beiden Herren stehen, knickste artig und schlug, wie man es ihr angetragen hatte, den Blick nieder.

»Wie Ihr seht, mein lieber Hoorn, habe ich Euch nicht zu viel versprochen«, hörte sie ihren Vater voller Stolz sagen. »Walburgis ist eine Zierde ihres Geschlechts.«

»Hm, das ist sie zweifelsohne«, stimmte der Angesprochene ihm zu. Seine Stimme klang angenehm und klar. »Wenngleich sie mir noch ein wenig jung er scheint.«

»Walburgis ist groß und gut entwickelt für ihr Alter, sodass einer Heirat nichts im Wege steht«, entgegnete Graf Wilhelm. »Außerdem wird bis zur Zusammenführung noch einige Zeit vergehen.«

»Nun, ich habe keine Eile«, antwortete der Besucher. »Die Hochzeit könnte dann in ein oder zwei Jahren sein. Ehrwürdiges Fräulein, würdet Ihr mir den Gefallen erweisen, mich einmal anzusehen?«

Nachdem er nun das Wort an sie gerichtet hatte, durfte Walburgis zu ihm aufblicken. Das gab ihr Gelegenheit, ihn genauer zu betrachten. Philipp de Montmorency, der Graf von Hoorn, war ein gutaussehender, dunkelhaariger Mann mit edlen Gesichtszügen und einem fächerartigen, sorgsam gepflegten Bart. Über Heerpauke und Wams trug er einen kostbaren Harnisch mit kunstvoll eingravierten Musterungen und goldenen ornamentalen Verzierungen. Sein Kopf ragte aus einer vom Ringkragen umschlossenen Halskrause, was den Eindruck der Strenge, den er vermittelte, noch unterstrich. Er musterte Walburgis mit ausdruckslosem, ein wenig stechendem Blick. Irgendetwas an ihm ließ sie vermuten, dass er wenig lachte.

»Ist Eure Tochter gut im katholischen Bekenntnis verankert? Ihr verzeiht mir die Nachfrage, Neuenahr, aber es ist allgemein bekannt, dass Ihr der neuen Glaubenslehre nahesteht.«

»Ein Gelehrter wie ich kommt nicht umhin, sich damit zu beschäftigen«, sagte Graf Wilhelm. »Dennoch habe ich mit den alten Traditionen nicht gebrochen. Auch meine Kinder wurden in diesem Sinne erzogen.« Er runzelte die Stirn. »Aber ist das für einen Mann Eurer Geisteshaltung wirklich von Belang? Im Übrigen ist diese ... hm ...«, er räusperte sich, »... Angelegenheit im Testament klar geregelt.«

Hoorn antwortete nicht gleich, und Walburgis hatte ein paar Augenblicke lang die Befürchtung, dass der Graf einer Sache wegen verstimmt sein könnte, die sie nicht einmal richtig verstand.

»Ja, das ist wahr«, sagte Hoorn schließlich. »Dies war in der Tat eine der Verfügungen. Nun, es soll mir recht sein, solange die sonstigen Bedingungen zu meiner Zufriedenheit ausfallen.«

»Das werden sie, dessen könnt Ihr gewiss sein«, versicherte Graf Wilhelm. »Ihr bekommt eine gesunde und gut unterrichtete Gemahlin samt einer nicht unbeträchtlichen Mitgift.«

»Gut unterrichtet?« Hoorn hob die Augenbrauen.

Er wird doch wohl nicht denken, ich sei dumm, durchfuhr es Walburgis erschrocken. Die Verbindung mit dem Grafen von Hoorn war ein Glücksfall für das Haus Neuenahr, das hatte Fräulein von Kinsky ihr in den letzten Tagen immer wieder gebetsmühlenartig ein getrichtert. Philipp de Montmorency war einer der bedeutendsten Vertreter des niederländischen Hochadels und ein gefeierter Kriegsheld. Die Heirat war zwar seit Jahren vereinbart, aber was zwang einen so mächtigen Mann dazu, sich daran zu halten? So sehr Walburgis sich auch vor dem Grafen fürchtete – noch mehr fürchtete sie die Schmach einer Zurückweisung. Er musste also unbedingt wissen, dass sie eine gebildete junge Frau war und eine sorgfältige Erziehung genossen hatte. Walburgis nahm all ihren Mut zusammen.

»Ich spreche Latein und Französisch«, sagte sie mit ihrer ungewöhnlich dunklen Stimme, die ihr in diesem Augenblick seltsam fremd vorkam. »Und ich habe auch Kenntnisse der Grammatik, Rechenkunst und Musik.«

Zum ersten Mal zeigte sich eine Regung in Hoorns Gesicht. Es war nicht auszumachen, ob er eher belustigt oder verärgert war.

»Nun, ich hoffe, sie ist nicht zu gebildet«, wandte er sich an Graf Wilhelm. »Ich habe die Erfahrung gemacht, dass kluge Frauen oft zu Eigensinn neigen.«

Walburgis wurde es abwechselnd heiß und kalt. Hatte sie etwas Falsches oder gar Dummes gesagt? Dem Grafen von Hoorn schien es nicht gefallen zu haben. Warum hatte sie nur nicht geschwiegen? Hatte sie nun alles verdorben? Wenn es so wäre, mochte sie sich den Zorn ihres Vaters lieber nicht ausmalen.

Doch Graf Wilhelm war weit davon entfernt, sich von Hoorns Einwand irritieren zu lassen.

»Wollt Ihr lieber eine Gemahlin, mit der Ihr Euch überall blamiert, junger Freund?«, erwiderte er mit staatsmännischer Gelassenheit. »Ich für mein Teil halte es nicht für verkehrt, wenn eine Frau über ein gewisses Maß an geistigen Fähigkeiten verfügt. Lasst Euch von einem alten, lebenserfahrenen Mann versichern, dass es mitunter von Vorteil sein kann, sich in der einen oder anderen Angelegenheit mit der Gattin zu beratschlagen.«

Er ließ seinen Ausführungen ein stakkatohaftes Lachen folgen, in das Hoorn jedoch nicht einstimme.

»Nun, ich habe wohl keine Wahl«, brummte er. »Dann lasst uns also zur Klärung der übrigen Modalitäten übergehen.«

Auf Graf Wilhelms Gesicht breitete sich ein zufriedenes Lächeln aus. »Dazu sollten wir uns in mein Arbeitszimmer begeben. Unsere Sekretäre werden den Vertrag aufsetzen.« Er wedelte mit der Hand in Walburgis' Richtung. »Du kannst gehen, mein Kind.«

Walburgis versank in einen hastigen Knicks. Bedeutete das nun, dass der Graf von Hoorn sich mit der Heirat einverstanden erklärte? Mit einem verstohlenen Augenaufschlag sah sie ihn an.

Philipp von Montmorency verneigte sich galant vor ihr, die Hand auf die Brust gelegt.

»Habt Dank, dass Ihr gekommen seid, Jungfer Walburgis«, sagte er steif. »Ich erwarte Euch dann in Weert.«

Walburgis konnte nur stumm nicken. Sie raffte ihren Rock, drehte sich um und schritt langsam zur Tür. Ihr war ganz komisch zumute, ob vor Freude oder vor Angst, vermochte sie nicht zu sagen. Alles schien wie erhofft verlaufen zu sein, und sie hätte eigentlich froh und stolz sein müssen. Nur hatte sie sich die erste Zusammenkunft mit ihrem Bräutigam anders vorgestellt. Doch für Sentimentalitäten war kein Platz im Leben einer Grafentochter, das hatte Walburgis schon früh gelernt. Man hatte sie dazu erzogen, dem Wohl ihres Hauses zu dienen, und diese Pflicht galt es nun zu erfüllen. Sie war dreizehn Jahre alt, und sie hatte soeben einen Ehemann bekommen.

Das sonderbare Verhalten des Grafen von Hoorn ging Walburgis nicht aus dem Kopf. Nachdem sie den ganzen Nachmittag darüber gegrübelt hatte, hielt sie es im Frauengemach nicht mehr aus. Sie lief die alte, ausgetretene Wendeltreppe hinunter.

Ein kalter Zug wehte ihr entgegen, denn die zwei flügelige Tür zum Schlosshof stand offen. Im Gegensatz zum ruhig gelegenen gräflichen Wohntrakt, der sich in den oberen Stockwerken befand, herrschte hier überall ein reges Hin und Her. Mägde trugen große Körbe mit Brot und Kuchen vom

Backhaus zum Schloss. Zwei Knechte rollten über eine hölzerne Rampe Weinfässer in den Keller. Aus dem Waschhaus gegenüber quoll eine weißgraue Dampfwolke, von der Schmiede war ein lautes Hämmern zu hören. Hühner stoben aufgeregt gackernd umher, verfolgt von einem Küchenmädchen, das sich vergeblich mühte, eines von ihnen zu packen.

Walburgis hatte beschlossen, ihren Vater in seinem Arbeitszimmer aufzusuchen. Graf Wilhelm saß hinter seinem Schreibtisch vor einem Bogen Papier und hielt eine Feder in der Hand. Sein rundes Gesicht mit der langen Nase und den warmen, immer ein wenig spitzbübisch wirkenden Augen strahlte beste Laune aus. Beim Anblick seiner Tochter legte er die Feder beiseite, lehnte sich entspannt im Stuhl zurück und umfasste seinen in den letzten Jahren recht stattlich gewordenen Bauch.

»Nanu! Was führt dich zu mir, mein Kind?«

Walburgis wusste nicht recht, wie sie beginnen sollte. Schließlich fasste sie sich ein Herz. »Sag, Vater, warum nimmt der Graf von Hoorn eigentlich ausgerechnet mich zur Frau? Hermann und du, ihr seid zwar berühmte Gelehrte und Ratgeber der höchsten Fürsten, aber unser Geschlecht ist, soweit ich weiß, vergleichsweise unbedeutend. Mein zukünftiger Gatte hingegen entstammt dem niederländischen Hochadel.«

Graf Wilhelm betrachtete seine Tochter mit zusammengezogenen Brauen. »Was kümmern dich die Beweggründe des Grafen von Hoorn? Es sollte dir genügen, dass er dich heiraten wird. Für unser Haus ist diese Verbindung eine große Ehre.«

»Das weiß ich, Vater. Schließlich habt ihr mir das oft genug gesagt. Ich möchte es nur verstehen.«

Graf Wilhelm stieß einen resignierten Seufzer aus.

»Also gut. Ich will versuchen, es dir zu erklären. Wenn man wenig ist und etwas hat, sollte man jemanden heiraten, der etwas ist und wenig hat. Umgekehrt bleibt einem nichts anderes übrig, als anders herum zu verfahren. Wendet man diese Methode über mehrere Generationen hinweg erfolgreich an, dann kann man sich Hoffnungen darauf machen, dass man irgendwann etwas ist und etwas hat. In diesem Fall hat man eine gute Heiratspolitik betrieben.«

Walburgis dachte ein Weilchen über die Worte ihres Vaters nach. »Und du willst also mit mir eine solche Heiratspolitik betreiben.«

Graf Wilhelm lächelte anerkennend. »Kluges Kind! Da zwischen dem Haus Hoorn und den früheren Grafen von Moers eine weitläufige Verwandtschaft besteht, habe ich dich ins Spiel gebracht. Der alte Graf und ich waren uns schnell einig und haben eine Eheabredung für Philipp und dich getroffen.«

»Also hat mein Eindruck mich nicht getrogen. Philipp de Montmorency nimmt mich nicht freiwillig zur Frau.«

Wieder lächelte Graf Wilhelm. »Das kann man so nicht sagen. Dein zukünftiger Gatte ist unter den spanischen Habsburgern zu einem mächtigen Mann aufgestiegen. Der Graf von Hoorn ist zwar angesehen und reich, doch sein Leben ist sehr kostspielig. Deine Mitgift kommt ihm also nicht un gelegen.«

Walburgis rauchte plötzlich der Kopf. Es war eben nicht so wie in ihren Heldensagen, in denen der tapfere Ritter in großer Liebe zu seiner schönen Dame entbrannte. Diesen Eindruck hatte der Graf von Hoorn nun wahrlich nicht vermittelt, und Walburgis hatte das auch nicht erwartet. In Adelskreisen wurde selten nur aus Zuneigung geheiratet. Aber dass es sich um eine reine Zweckverbindung handelte, in der sie lediglich Spielball einer ehrgeizigen Heirats- und Erbpolitik war, das war für ihr unschuldiges Jungmädchenherz doch eine herbe Enttäuschung. Sie kam sich irgendwie verschachert vor.

»Beunruhe dich nicht, mein Kind!«, sagte Graf Wilhelm, als ahne er ihre Gedanken. »Ich versichere dir, dass ich keine schmeichelhaftere Verbindung für dich hätte schließen können.«

Ob der Graf von Hoorn es ebenso sah, konnte Walburgis nicht mehr herausfinden. Es blieb fürs Erste bei der kurzen Begegnung zwischen den Brautleuten. Philipp de Montmorency war gleich nach Unterzeichnung des Ehevertrags wieder aufgebrochen, um im Auftrag des Kaisers weiter nach Geldern zu reiten.

Auch Graf Wilhelm trat wenige Tage später eine seiner häufigen diplomatischen Reisen an. Und so ging Walburgis' Leben weiter wie bisher, als hätte es den Besuch des Grafen niemals gegeben. Sie verdrängte das mulmige

Gefühl, das sie bisweilen beim Gedanken an ihren Bräutigam überkam. Bis zur Heirat würde schließlich noch einige Zeit ins Land gehen.

NEUENAHNER HOF ZU KÖLN, JUNI 1546

»Nanu, wer ist denn dieses reizende Kind?«, fragte Wilhelm von Pelden, genannt Cloudt. Er schwang seine langen Beine über die Bank, um mit dem Blick dem kleinen Mädchen zu folgen, das vom Wohnhaus über den Hof zum Garten hüpfte.

Die anderen jungen Herren am Tisch unterbrachen ihre Gespräche und drehten sich interessiert um. Das Mädchen mochte etwa acht Jahre alt sein und sah wirklich allerliebste aus mit seinen goldblonden Locken und der niedlichen Stupsnase.

Dietrich von Eyll piffte durch die Zähne. »Herr im Himmel, was für ein bezauberndes Geschöpf! Diesem Engel möchte ich in fünf oder sechs Jahren noch einmal begegnen.«

»Nun sagt schon, Neuenahr, zu wem gehört die Kleine?«, drängte Wilhelm von Cloudt, ohne das Mädchen aus den Augen zu lassen. Inzwischen hatte die Kleine irgendetwas auf dem Boden entdeckt. Sie war stehen geblieben und ungeachtet ihres hübschen Kleidchens in die Hocke gegangen, um den gefundenen Gegenstand einer genaueren Prüfung zu unterziehen.

Hermann von Neuenahr machte eine abwehrende Geste. »Ach, es ist ... niemand.«

»Niemand?«, wiederholte Bernt von der Impel. »Wie kann dieses Kind ein Niemand sein? Dafür ist es viel zu edel gekleidet.«

Aus dem Wohnhaus trat eine ältere, füllige Frau und sah sich suchend um. »Amöna! Wo bist du? Wie oft muss ich dir noch sagen, dass du nicht allein nach draußen gehen sollst!«

Das Mädchen fuhr blitzschnell hoch und drehte sich um. Als es die Frau erblickte, trat ein Ausdruck tiefer Enttäuschung auf sein Gesicht. Es zog die Schultern ein und schlich mit hängendem Kopf zu seiner Aufpasserin zurück. Diese nahm es an der Hand und führte es unter weiteren Ermahnungen ins Haus hinein.

Die jungen Männer hatten die kleine Szene amüsiert verfolgt. Sie waren wie so oft bei ihrem Freund Hermann von Neuenahr zu Gast und vertrieben sich an diesem schönen Frühsommernachmittag die Zeit im Innenhof seines Kölner Anwesens. Der Platz unter der Linde war schon so manches Mal Schauplatz ihrer berühmten Gelage gewesen, und auch heute standen bereits der Würfelbecher und ein großer Krug Wein auf dem Tisch.

»Wollt Ihr uns endlich sagen, wer das war?«, forderte nun auch der fünfte Edelmann im Bunde, Franz von Manderscheid, den Hausherrn auf.

»Oder sollen wir erst unsere Beziehungen zu den Mägden in der Nachbarschaft spielen lassen?«, setzte Bernt von der Impel feixend hinzu.

»Bonne idée!«, rief Dietrich von Eyll unter dem zustimmenden Beifall der anderen.

Hermann nahm einen kräftigen Schluck aus seinem Becher.

»Nicht nötig, meine Freunde, nicht nötig. Ihr werdet es ja ohnehin herausfinden, jetzt, da Ihr die Kleine entdeckt habt. Also ... das Mädchen ist meine Halbschwester.«

Seine Gäste begannen daraufhin, ausgelassen zu johlen.

»Hört, hört!«, rief Cloudt mit einem anzüglichen Grinsen. »Das hätte ich dem alten Grafen gar nicht zu getraut. Ich würde zu gern einmal die Mutter sehen.«

Er war zwar der Jüngste in der Runde, hatte es aber faustdick hinter den Ohren. Seine breiten Schultern, die muskulösen Beine und das kantige, von dichtem blondem Haar umgebene Gesicht hatten schon so manches Mädchenherz höherschlagen lassen.

»Selbstverständlich vertraue ich auf Eure Verschwiegenheit, meine Herren«, sagte Hermann schmunzelnd. »Ich darf wohl davon ausgehen, dass dieses kleine ... ähm ... Geheimnis meines Vaters bei Euch in sicherer Verwahrung ist. Wir wollen doch dem armen Witwer nicht seine gelegentlichen Freuden missgönnen, oder? Aber den Namen der Mutter werdet Ihr mir nicht entlocken.«

»Das werden wir ja sehen!«, erwiderte Dietrich von Eyll. »Um was wollen wir wetten, dass ich den Namen der rätselhaften Schönen heute noch aus Euch herauskriege?«

»Lasst es gut sein, Eyll!«, sagte Cloudt mit untypischer Vernunft. »Das Schlimme an Euch ist nämlich, dass Ihr den Mund nicht halten könnt. Stellt Euch die Häme des Kölner Domkapitels vor, wenn bekannt würde, dass der Graf die Frucht seiner geheimen Liebschaft im eigenen Haus versteckt. Gerade jetzt, nachdem der Papst den Erzbischof exkommuniziert hat.«

Bernt von der Impel, der das politische Ränkespiel genauso liebte wie Cloudt und der Grafensohn Hermann, verzog betrübt den Mund. „Was für eine unselige Geschichte! Dabei war der Erzbischof auf einem so guten Weg. Er hätte wahrlich das Zeug, die Stände hinter sich zu vereinigen.«

»Leider nur die weltlichen«, warf Hermann ein. »Und ohne die Unterstützung des Domkapitels kann er die Glaubensreform nicht voranbringen.«

Dietrich von Eyll rülpste laut vernehmbar. »Lassen wir die Politik doch für heute ruhen, meine Herren! In den nächsten Stunden werden wir die Welt ohnehin nicht verändern. Stattdessen sollten wir uns lieber hemmungslos betrinken.«

»Bonne idée!«, brüllten Cloudt, Impel und Manderscheid im Chor und brachen in dröhnendes Gelächter aus.

Hermann nahm seinen Becher in die Hand und erhob sich. »Freunde, so jung kommen wir nicht mehr zusammen! Lasst uns also trinken auf ...«

Er unterbrach sich jäh und ließ den Arm sinken. Über den Hof kam ein Mann, in dem er einen Soldaten aus dem Gefolge seines Vaters erkannte.

»Meine Herren, ich hege den Verdacht, dass der Abend nicht ganz so unterhaltsam für mich verlaufen wird, wie ich es mir gewünscht habe.« Seufzend stellte er seinen Becher ab und nahm das Schreiben in Empfang, das der Soldat ihm überreichte. Es kam von Graf Wilhelm, der gerade als Diplomat des Kaisers am Reichstag von Regensburg teilnahm. Nachdem Hermann das Siegel erbrochen hatte, rollte er das Pergament auseinander und begann zu lesen. Er runzelte die Stirn.

»Ich fürchte, dass es für die Sache des Erzbischofs nicht gut aussieht«, berichtete er mit ernster Miene. »Der Kaiser hat sich auf dem Reichstag mit dem Papst und dem Herzog von Bayern gegen die protestantischen Landesfürsten verbündet. Die Zeichen stehen auf Krieg.«

Cloudt bekam leuchtende Augen. »Wird die Grafschaft eine Truppe stellen? Dann muss der Graf mir ein Kommando übertragen!«

Hermann sah zu ihm auf und schüttelte verständnislos den Kopf. »Warum seid Ihr nur so wild darauf, Euch abschlagen zu lassen, Cloudt? Glaubt mir, es gibt nichts Erbärmlicheres als den Krieg.«

»Was könnte einem Edelmann zu größerer Ehre gereichen als ein ruhmreich gewonnener Feldzug!«, entgegnete Cloudt mit großartiger Geste.

»Und auf welcher Seite wollt Ihr kämpfen?«, fragte Hermann spöttisch. »Das Haus Neuenahr wird sich in diesem Konflikt nicht offen auf eine der beiden Seiten stellen.«

»Wir können dem Kaiser nicht unsere Dienste verweigern.«

»Das werden wir auch nicht! Wir stehen treu zum Kaiser, selbstredend, aber nicht ohne auch den Dialog mit dem protestantischen Bund zu suchen. Mein Vater versucht schon seit längerem, zwischen den verfeindeten Parteien zu vermitteln. Hört zu, Cloudt! Ihr wollt es doch in der Grafschaft zu etwas bringen, ehrgeizig, wie Ihr seid. Dann könnt Ihr gleich damit anfangen.«

Hermann warf das Schreiben seines Vaters auf den Tisch. »Philipp de Montmorency, der zukünftige Gemahl meiner Schwester, befehligt eine Einheit der Reiterei im Heer des Kaisers. Er möchte noch heiraten, bevor er in den Krieg zieht. Mein Vater hat mich beauftragt, die Vermählung vorzubereiten und die Gesandtschaft zusammenzustellen, die dem Grafen von Hoorn seine Braut zuführt. Was haltet Ihr davon, Cloudt, wenn Ihr Walburgis an der Spitze dieser Abordnung zu ihrer Hochzeit nach Weert begleitet?«